

«Wir wollen Internet-Mythen widerlegen»

Der St. Galler Professor Urs Gasser über die «Generation Internet»

Ein neues Buch legt dar, was Jugendliche im Internet treiben. Die beiden Autoren, Urs Gasser und John Palfrey, wollen damit eine Debatte um die Chancen und Risiken der digitalen Techniken auslösen.

Herr Gasser, mit Ihrem neuen Buch legen Sie einen dichten Überblick über das digitalisierte Leben der nach 1980 Geborenen vor. Sie nennen diese junge Generation «Digital Natives». Wer sind diese?

Urs Gasser: Viel mehr als um eine ganze Generation handelt es sich um eine junge, global verteilte Bevölkerungsgruppe mit bestimmten Eigenschaften. Sie sind mit digitalen Technologien gross geworden und damit sehr vertraut. Darum nennen wir sie «digital Eingeborene». Im Gegensatz zu den «Digital Immigrants», die erst im Erwachsenenalter mit Mobil- und Online-Kommunikation in Berührung gekommen sind.

Gräben überbrücken

Ist Ihr Buch ein Generationen-Porträt oder ein Ratgeber für besorgte Eltern, Lehrerinnen und politische Entscheidungsträger?

Beides. Mit dem Buch wollen wir eine breite Debatte um die Chancen und Risiken der digitalen Technologien lancieren. Indem wir genau erklären, was Jugendliche im Netz machen, möchten wir auch den Graben zwischen einer besorgten älteren Generation und den «Digital Natives» schliessen und konkrete Handlungsoptionen aufzeigen. Die Schlagzeilen sind von den negativen Aspekten beherrscht: Kliniken für Internet-Süchtige, Botellón, Cyberbullying. Viel seltener hört man zum Beispiel, dass das Internet für viele Jugendliche auch ein wichtiger Ort der Kreativität und für das Experimentieren mit ihrer Identität ist. Mit dem Buch liefern wir eine wissenschaftlich fundierte Informationsgrundlage, die einige Mythen widerlegt, wie etwa, dass das Internet dumm mache.

Die Unterscheidung zwischen «Digital Natives» und «Digital Immigrants» klingt sehr plakativ. Google, das Businessnetzwerk Xing und Online-Partnervermittlungen werden von über 30-Jährigen genauso häufig genutzt.

Die Unterschiede sind zum Teil subtil, aber wichtig. Ein bedeutender «Generationen»-Unterschied besteht etwa beim Umgang mit persönlichen Daten im Internet. Vor allem jüngere «Digital Natives» haben sehr wenig Bewusstsein dafür, was mit ihren Daten längerfristig geschehen kann, wenn sie diese online preisgeben. Generell haben «Digital Natives» ein anderes Verhältnis zu Information, kommunizieren anders miteinander und stehen in einer gewandelten Beziehung zu gesellschaftlichen Institutionen.

Rasant steigender Internet-Konsum

Studien zeigen, dass für die meisten Kinder und Jugendlichen der Fernseher zumindest gleichbedeutend wie das Internet ist. Kann tatsächlich von einer «Generation Internet» die Rede sein?

Richtig ist, dass Fernsehen weiterhin eine wichtige Rolle spielt. Entscheidend sind aber die Trends: Die Studien belegen auch, dass die Internet-Nutzung im Vergleich zu den anderen Medien rasant zunimmt und diese in manchen Ländern bereits überholt. Zudem rücken Internet und Fernsehen immer mehr zusammen.

Teilen Sie die Befürchtung, dass Jugendliche im digitalen Zeitalter einer tieferen Informationsqualität ausgesetzt sind als früher?

Das ist ein ernsthaftes Problem, das allerdings von den «Digital Natives» als solches kaum wahrgenommen wird. Tatsächlich durchläuft auf Papier gedruckte Information – Beispiel Zeitung – in der Regel mehr Stufen der Qualitätskontrolle als im Internet, wo jeder alles publizieren kann. Die Lösung des Problems wird dadurch erschwert, dass Qualität enorm schwer messbar ist. Es gilt, den kritischen Umgang mit Informationsquellen zu schulen. Das war schon vor dem Internet-Zeitalter so, wird aber in Zukunft noch wichtiger.

Sie beschreiben, dass politischer Aktivismus durch digitale Technologien bei Jüngeren ganz neue Formen annimmt und ein Potenzial besteht, politisch Interessierte zu Aktivismus zu bewegen.

Gerade durch SMS und Facebook haben aufsehenerregende politische Mobilisierungsstrategien stattgefunden, so etwa in der Ukraine und jetzt im amerikanischen Wahlkampf. Ob es gelingen wird, das Potenzial auch auszuschöpfen, und ob junge Menschen dank dem Internet stärker an der Zivilgesellschaft teilnehmen werden, werden wir sehen. Mein amerikanischer Mitautor ist diesbezüglich optimistischer als ich.

Das Internet vergisst nicht

Immer häufiger stellen Schüler und Studentinnen Partyfotos ins Netz. Wie schädigend ist es, wenn diese später in Bewerbungen wieder auftauchen?

Das kann in der Tat negative Folgen haben. Hier muss noch mehr das Bewusstsein der jüngeren Generation geschärft werden, was in öffentliche Bereiche des Netzes gehört und was nicht. Ermutigend ist: Je geübter Jugendliche in ihrer Internetsnutzung sind, desto eher verwenden sie Datenschutzoptionen. Damit gewähren sie zum Beispiel bloss ihrem Freundesnetzwerk bei Facebook Einblick in private Fotos. Gleichzeitig wird sich die Geschäftswelt an zukünftige Angestellte gewöhnen müssen, von denen viele Spuren im Netz zu finden sind.

Sie sprechen im Buch das Paradox von Online-Identitäten an. Was heisst das?

Einerseits kann man sich im Web viel leichter unterschiedliche Identitäten anlegen, sei dies als Avatar in «Second Life» oder im MySpace-Profil. Andererseits ist es viel schwieriger, diese Online-Identitäten später wieder abzulegen. Das Internet vergisst nicht, speichert persönliche Informationen und macht sie sehr leicht zugänglich. Früher konnte man mit einem Wechsel der Schule oder dem Umzug in eine andere Stadt auch ein altes Leben hinter sich lassen. Obwohl man die eigene Online-Identität mitprägen kann, schwindet die Kontrolle darüber, welche Informationen über einen publiziert werden.

Der Schweizer Fichenskandal liegt noch nicht allzu weit zurück. Heute ist viel mehr per Mausclick öffentlich zugänglich. Fehlt es jungen Menschen an historischem Bewusstsein, dass Informationen in falsche Hände gelangen können?

Hier findet tatsächlich ein tiefgreifender Wandel statt. Es spielt jedoch eine grosse Rolle, wer in welchem Land wie viel über sich preisgibt. Inter-

essant ist, dass in den USA das Misstrauen, die Regierung könnte gezielt Informationen sammeln und diese zu unerwünschten Zwecken verwenden, viel grösser ist als in Europa. Während man in den USA den Unternehmen eher vertraut, blickt man in Europa der Datensammlerei für Werbezwecke viel kritischer entgegen.

Sie und Ihr Mitautor John Palfrey haben einen juristischen akademischen Hintergrund. Viele Online-Aktivitäten stellen neue Herausforderungen auf rechtlicher Ebene.

Eines der grössten Probleme der Internet-Regulierung ist der Konflikt zwischen der lokalen und der globalen Ebene. Das Internet ist ein globales, grenzüberschreitendes Medium. Gesetze haben demgegenüber eine beschränkte Reichweite. Zudem sind sie von Land zu Land verschieden ausgestaltet. Hinzu kommen relativ hohe Durchsetzungskosten im internationalen Verhältnis. Das Recht stösst hier also an Grenzen, und das selbst in Fällen, wo die Übeltäter identifizierbar sind.

Eine Art ziviler Ungehorsam

Eines der grössten Probleme im Netz sind Copyright-Verletzungen.

Ja, wobei die Ursachen vielfältig sind. Zum einen umfasst jeder digitale Austausch von Daten mittels Computer das Anfertigen von Kopien. Insofern steht der Computer im grundsätzlichen Spannungsverhältnis zu den Exklusivrechten des Urhebers. Zum andern ist das Urheberrecht komplex, und es ist für Laien oft schwer zu sagen, was erlaubt ist und was nicht. In den letzten Jahren ist zudem eine Art ziviler Ungehorsam Mode geworden: Warum nicht den neusten Madonna-Song oder Hollywoodfilm irgendwo herunterladen, so die verbreitete Meinung, wenn ich niemandem direkt schade und die Stars und deren Produzenten ohnehin reich genug sind. Die Reaktion auf diese Krise geht in Richtung Verschärfung der Urheberrechte und Kriminalisierung, was mitunter negative Nebeneffekte hat. Es fragt sich deshalb, ab welchem Zeitpunkt man die Gesetze den gelebten gesellschaftlichen Realitäten anpassen muss.

Eltern fürchten, dass Pädophile sich über gefälschte Online-Profilen ihren Kindern nähern.

Natürlich besteht die Gefahr, dass online – genauso wie offline – Pädophile ihr Unwesen treiben. Dass aber die realen Risiken durch das Internet grösser seien als auf dem Schulweg, ist durch Statistiken nicht belegt.

Konzentrationsprobleme

Psychologen warnen vor der Vereinsamung hinter dem Bildschirm und vor zunehmenden Konzentrationsstörungen durch übermässige Computernutzung. Was sind Ihre Erkenntnisse?

Studien belegen, dass jene, die besonders aktiv sind im Internet, oft chatten und viele E-Mails schreiben, häufig auch mehr Offline-Kontakte haben als jene, die digitale Technologien wenig nutzen. Es ist also nicht zwingend so, dass jemand, der häufig online ist, weniger Face-to-Face-Kontakte hat. Konzentrationsstörungen sind ein Problem. Inwiefern hier das Internet verantwortlich ist, bleibt aber noch weitgehend ungeklärt. Immerhin können sich der Drang zum ständigen Online-Sein sowie das oft zu beobachtende Multitasking negativ auf die Aufmerksamkeit auswirken.

Interview: Sarah Genner

Urs Gasser ist SNF-Professor für Informationsrecht an der Universität St. Gallen. Er wurde kürzlich zum Executive Director des Berkman Center for Internet & Society (Harvard University) berufen.

Urs Gasser, John Palfrey: Generation Internet. Die Digital Natives: Wie sie leben – was sie denken – wie sie arbeiten. Hanser-Fachbuchverlag.